

MUSICA BALTICA

Universität und Musik im Ostseeraum

Institut für für Kirchenmusik und Musikwissenschaft der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald

Datum: 13.-16. September 2006.

Ort: Alfred-Krupp-Wissenschaftskolleg.

Deadline: December 31, 2005.

Abstracts sollten zwischen 2000 und 3000 Zeichen umfassen und können an folgende Adresse eingereicht werden:
beate.bugenhagen@uni-greifswald.de


oder


Beate Bugenhagen, Institut für Kirchenmusik & Musikwissenschaft, Bahnhofstraße 48/49, 17487 Greifswald.

Aus Anlass des 550-jährigen Gründungsjubiläums der Universität Greifswald veranstaltet das Institut für Kirchenmusik und Musikwissenschaft seinen elften internationalen musikwissenschaftlichen Kongress *Musica Baltica* zum Thema »Universität und Musik«. Damit steht – zwölf Jahre nach einem ersten kursorischen Überblick im Rahmen der Greifswalder Tagung *Akademisches Lehrfach und Exerctium – Musik an den Universitäten im Ostseeraum* – noch einmal die Musik an diesen Universitäten im Mittelpunkt.


Der Ostseeraum ist reich an altehrwürdigen Universitäten. Mit der Alma Mater Rostochiensis wurde bereits 1419 die heute älteste Hochschule im baltischen Raum gegründet. Auch Skandinavien blickt mit Uppsala (gegründet 1477) und Kopenhagen (gegründet 1479) auf über 500 Jahre Universitätsgeschichte zurück, in der auch die Musik als Lehrfach oder in der Praxis ihren Platz hat. Der Greifswalder Kongress zielt freilich nicht nur auf die traditionsreichen Hochschulen des Mittelalters und der frühen Neuzeit, sondern auch auf in neuerer Zeit entstandene akademische Einrichtungen im Ostseeraum, die sich der Musikausbildung und -pflege verschrieben haben. Anknüpfend an den zuletzt von Emil Platen in seinem MGG-Artikel *Universität und Musik* zusammengefassten Forschungsstand sollen nachfolgende thematische Schwerpunkte diskutiert werden:

1. Die Etablierung der Musikwissenschaft als Forschungs- und vor allem als Lehrfach ist ohne die Universität nicht vorstellbar. War die ältere Musiklehre im Wesentlichen an den Lateinschulen angesiedelt (zumal im protestantischen Norden und Nordosten) und seit dem 16. Jahrhundert v.a. der musikalischen Praxis gewidmet, so führte im 19. Jahrhundert der Wandel vom »historisch interessierten Musikdirektor« zum »musikalisch interessierten Historiker und Philologen« (Platen) geradezu zwangsläufig zur Institutionalisierung der Musikwissenschaft als universitäre Disziplin. Dieser Prozess ist jedoch für den Ostseeraum bislang noch keineswegs umfassend erhellt worden. Zu fragen wäre bspw. nach den jeweiligen Bedingungen, die zur Akzeptanz der Musik als wissenschaftliches Fach und zu ihrer Eingliederung in die *universitas litterarum* führten, aber auch danach, ob sich bestimmte regionale bzw. lokale Schwerpunkte (historisch, philologisch, ethnologisch) des Faches erkennen lassen. Von besonderem Interesse für das Gebiet der »Musica baltica« wären nähere Kenntnisse über mögliche Orientierungsmuster im Ostseeraum, die zu der Frage führen, ob es hier Formen des Lehr- und Forschungstransfers gegeben hat.
2. Als *universitas magistrorum et studiosorum* ist die Universität eine institutionell verfasste Gemeinschaft, die sich nicht nur durch das gemeinsame Interesse am Lehren und Lernen, sondern auch seit ihren Anfängen durch zahlreiche akademische Bräuche definiert. Dabei spielen bestimmte Formen der Musikpflege eine nicht unwichtige Rolle, haben sie hier doch besonders günstige Bedingungen getroffen. Allerdings sind die Spielarten der Musik im akademischen Leben (geistliche Musik ebenso wie etwa Fest- und Jubiläumsmusiken) grundsätzlich auch außerhalb der Universität vorstellbar. Zu fragen ist deshalb nicht nur allgemein nach den jeweiligen historischen wie aktuellen Formen akademischen Musizierens in den Universitäten des Ostseeraums – immerhin wissen wir von der langen Existenz akademischer Musiklehrer in Uppsala ebenso wie in Helsinki oder Dorpat. Darüber hinaus wäre v.a. das spezifisch »Universitäre« solcher Musikübungen in den Blick zu nehmen. Beschränkt es sich auf schon dokumentierte Phänomene wie die Integration transnationaler musikalischer Gattungen und Formen in Lieder- oder Lautenbücher oder auf die Existenz typischer Studentenlieder (auf die noch Johannes Brahms in seiner Akademischen Festouvertüre nicht verzichten zu können glaubte)? Und sind Universitätschöre, -orchester und -musikdirektoren heutzutage noch Vertreter ihrer jeweiligen Hochschule, zeichnen sie sich durch ein spezifisch universitäres Repertoire aus oder bereichern sich lediglich den Pool an kommunalen musikalischen Institutionen, reduziert sich ihre Universitätszugehörigkeit auf ihren Namen bzw. die vom Semesterbetrieb abhängigen Termine ihrer Konzerte?

- 
3. Universitäre Musiklehre und -praxis ist an Personen und Ämter gebunden. Das schließt allerdings die Existenz spezifisch universitärer Berufsbilder keineswegs ein – schon deshalb nicht, weil Musiker, die an Universitäten wirkten, dort jahrhundertlang allem Anschein nach in der Regel nur nebenamtlich tätig waren. Wie es allerdings genau zugeht, ist bislang noch kaum erarbeitet worden; von einer gründlichen Erforschung der universitären musikalischen Institutionen- bzw. Sozialgeschichte kann bislang nicht die Rede sein. Hier sollte der Greifswalder Kongress zumindest Anstöße geben. Zu untersuchen wäre v.a. der jeweilige Status der akademischen Musiker und ihre Vernetzung mit bzw. Emanzipation von städtischen oder kirchlichen musikalischen Ämtern.
 4. Spätestens seit der Umwandlung der Musikakademien und Konservatorien in Hochschulen (in Westdeutschland in den 1970er und 1980er Jahren), die mit musikwissenschaftlichen Studiengängen sowie Promotions- und Habilitationsrecht ausgestattet sind, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen Universität und Musikhochschule. Welche Rolle spielen universitäre Grundsätze der Lehre und Forschung in musikalischen Hochschulen? Haben sie sich im Ghetto von Lehrveranstaltungen in Musikgeschichte für angehende Sänger, Instrumentalisten und Musiklehrer angesiedelt, die bei Termin- und Raumpässen gewöhnlich als erste zur Disposition stehen? Zu fragen wäre auch nach dem immer wieder gerne beschworenen Nutzen der unmittelbaren Nachbarschaft zwischen musikologischer Lehre und Forschung und vornehmlich der Einübung der Praxis dienenden Ausbildungszweigen. Liegt hier die eigentliche Zukunft der Beziehung zwischen Universität und Musik?



Die bisherigen Greifswalder Konferenzen zum Generalthema »Musica baltica« haben gezeigt, wie sehr die Erhellung der Musikkultur des »Ostseeraums« von Fallstudien aus den betroffenen Regionen abhängt, und wie sehr es dabei neben der komponierten Musik v.a. auf das Musikleben, auf die soziale Funktion von Musik und Musizieren ankommt. Es hat, soviel scheint klar zu sein, im Ostseeraum eine eigene Musik ebenso wenig gegeben wie eine eigene Musikpraxis. Das gilt erst recht in der Gegenwart. Doch war dieser Raum in früheren Jahrhunderten lange Zeit maßgeblich durch die dominierende protestantische Religion ebenso wie durch die Ostsee als gemeinsamen, das Entstehen von Handelszentren befördernden Schifffahrtsweg definiert. Das beschleunigte kulturelle Transfers, den Austausch von Musikern und Musikalien, die Entstehung ähnlicher musikalischer Berufsbilder und damit korrespondierender Strukturen musikalischen Lebens. Insofern nimmt gerade die musikalische Sozial- und Institutionengeschichte, was den Ostseeraum betrifft, einen herausragenden Stellenwert ein, und in diesem Kontext gewinnt das Thema des Kongresses, »Universität und Musik«, seine besondere Bedeutung. Nur wenn wir Genaueres über den interuniversitären Transfer von Musik und Musikern wie von musikalischem Wissen, über die der Universität seit jeher eigentümlichen interkulturellen Begegnungen und über die Funktion universitärer Musik für die Institution Universität selbst wie für das lokale und interregionale Musikleben wissen, vermag der Begriff »Musica baltica« den Status eines heuristischen Begriffs abzulegen und sich mit Leben zu füllen.



Wenngleich die Tagung sich vorrangig an Musikwissenschaftler/-innen richtet, ist ein interdisziplinärer Austausch mit der Geschichtswissenschaft, Theologie, Kultur-, Sozial- oder Bildungsgeschichte wünschenswert. Der Call for Papers richtet sich sowohl an etablierte ForscherInnen als auch ausdrücklich an junge NachwuchswissenschaftlerInnen.